

Friedgard Thoma: *Um nichts in der Welt. Eine Liebe von Cioran. Mit Fotos aus dem Archiv der Autorin*, Weidle Verlag, Bonn 2001, 139 Seiten, ISBN 3-931135-60-8, DM 38,00

Zu Beginn des Jahres 1981 schreibt die Kölner Philosophielehrerin Friedgard Thoma einen Brief an den in Paris lebenden rumänischen Philosophen Cioran. Dieser antwortet überraschend schnell. Bald darauf kommt es zu einem ersten Treffen, dem weitere folgen werden, der 70- und die vielleicht Anfang 30-Jährige korrespondieren und führen häufige Telefonate. Wir lesen nun, sechs Jahre nach Ciorans Tod, diesen Bericht und die ihm beigelegten Briefe, die keinen Zweifel lassen, dass der alte Mann sich in die so viel Jüngere mit äußerster Heftigkeit verliebte und sie geradezu stürmisch bedrängte. Ist das verwunderlich oder schwer nachvollziehbar? Aber nein. Erscheint es etwa inkonsequent von dem Kritiker der Begierde, "diesem Erzeuger [wie François Bondy merkwürdigerweise übersetzt] des Schreckens", in solcher Weise dem Verlangen nach Liebe und auch körperlicher Zärtlichkeit nachzugeben? Sicherlich. So hätten wir also wieder einmal, und womöglich zu unserer Zufriedenheit, das Beispiel eines Weisen, der wie Voltaires Memnon in kürzester Zeit all seinen Prinzipien zuwiderhandelt und hierdurch demonstrierte, welch geringen Nutzen die philosophische Erkenntnis im eigentlichen Leben habe, vor Augen? Dieser Frage lohnt es, anhand der in jenem kleinen Buch abgedruckten Briefe nachzugehen.



Zuvor nur eine Bemerkung über den Stil oder die Erzählattitüde der Verfasserin. Friedgard Thoma schreibt ganz konkret, sie berichtet von ihren langen Spaziergängen mit Cioran durch Paris und Köln, den gemeinsam verbrachten Abenden, oder einem Treffen in Soglio – dennoch entsteht kein richtiges Bild des Geschilderten, auch nicht des Philosophen selbst. Es ist, als sei die Ebene des Inneren gleichsam weggeschnitten oder inexistent. Auch welche Gefühle die deutsche Lehrerin nun eigentlich Cioran gegenüber empfindet oder empfand, bleibt vage. Sicherlich soll manches unausgesprochen und in der Schwebe bleiben, dennoch entsteht bei mir schon während der Lektüre ein Eindruck, der sich nach ihrem Abschluss noch verfestigt, nämlich dass Friedgard Thoma im eigentlichen Sinne keine Autorin ist. Dieses Urteil ist nicht hart oder gar herabsetzend gemeint. Wie die Sache nun einmal liegt, wendet sich diese Unfähigkeit zu einer atmosphärisch verdichteten Sprache zum Vorteil: aus dem ganzen Text heben sich die relativ kurzen Briefe Ciorans wie Inseln heraus. Ihr fehlerhaftes Deutsch lässt den Verfasser noch hilfloser und ungeschützter erscheinen. Gleichermmaßen jedoch fragt man sich, woher dieser betagte Mann die Kraft nimmt, sich in solcher Weise nackt zu zeigen.

Zu Beginn des Briefwechsels lesen wir noch: "Ich freue mich dass Sie mich nicht als "destruktiv" betrachten. Ich habe immer versucht, indem ich gezeigt habe wie man das Unerträgliche auszuhalten kann, meinen ... Mitmenschen behilflich zu sein" (S. 10). Aber das Unerträgliche lässt sich schon deswegen nicht wirklich aushalten, weil es uns in immer neuer Gestalt antritt, deren eine vielleicht die obsessive Liebe eines alten Mannes zu einer jungen Frau ist.

Nach dem Besuch Friedgard Thomas in Paris schreibt Cioran: "(...) Um eins nach Hause, schief ich wenige Stunden, bin ich früh aufgewacht, und dann begann die Qual. Ich dachte an Sie und an alles was hätte sein können Donnerstag Nacht ..., wenn Sie nicht Widerstand geleistet hätten. Ich hörte Sie seufzen und weinen. Mehr als eine Stunde haben sich die intimsten Szenen in meinem Geist abgerollt, mit einer solchen Präzision dass ich aufstehen musste um nicht verrückt zu werden. Wir haben zu viel diskutiert, und ich begriff meine sinnliche Gebundenheit an Sie ganz klar erst nachdem ich im Telefon zugestanden habe dass ich mein Kopf für immer unter Ihrem Rock begraben möchte. Wie tödlich gewisse Dinge sein können. – Alles begann im Grunde mit dem Foto, Ich will sagen mit Ihren Augen" (S. 23).

Wie aus weiter Ferne und doch sehr deutlich berühren mich die folgenden Sätze: "Im allgemeinen mit/für den Frauen mit denen ich mich geistig verwandt fühle, habe ich keine sinnliche Neigungen. Mit Ihnen möchte ich mich im Bett über *Lenz* [von dem Thoma zu Cioran gesprochen hatte] unterhalten. (...) Die Freude Sie gekannt zu haben erweist sich als Prüfung und sogar ein Schlag. Ich möchte mit einem ironischen Aphorismus enden aber ich kann es nicht" (S. 24, das Ende des Briefes, aus dem auch das vorherige Zitat stammt); "Ob wir uns wiedersehen oder nicht, die einzige Hoffnung die ich habe ist dass zwischen uns sich etwas Unzerstörbares geschaffen hat" (S. 28); "Wie kann ein Berufsskeptiker wie ich zu einer derartigen unskeptischen Attitüde gekommen sein? (...) Ich habe gewagt, mich als viel losgelöster als Buddha zu betrachten, und jetzt bin ich für meine Illusionen bestraft. Ich habe zu viel die Komödie der Weisheit gespielt" (S. 36); "Ich verstehe nicht was ich noch suche auf dieser Welt, wo das Glück mich noch unglücklicher macht als das Unglück" (S. 37); "Das Glück, zynisch zu sein hat mich verlassen seitdem ich Sie kenne" (S. 43); "Jedoch das Entsagen würde die Lösung sein. Ich aber habe nicht den Mut und auch nicht den Wunsch dazu" (S. 41); "Sie wird nie wissen, habe ich mir gesagt, was sie für mich war – und ist" (S. 85).

Die Entsagung soll seit Alters her alle Gefühle von ihren Objektbezügen lösen und solchermaßen beruhigen, sie galt deswegen schon den Stoikern als Voraussetzung der Befreiung. Die Gelassenheit des Weisen bestand in einem Gesamtüberblick über alle Güter dieser Welt, deren fundamentale Nichtigkeit von den ihnen Nachlaufenden nicht gesehen wird. Die richtige Erkenntnis wird somit, wie Schopenhauer sagt, zu einem ersten Quietiv des Willens.

Nichts ist nun leichter, als diesem Ideal entgegenzuhalten, was mit ihm geschieht, wenn es sich der Realität konfrontiert: "Memnon, der so am Morgen den Frauen, den Exzessen der Tafel, dem Spiel, jedem Streit, und vor allem dem Hof entsagt hatte, war vor Einbruch der Nacht von einer schönen Dame betrogen und bestohlen worden, hatte sich berauscht, gespielt, einen Streit gehabt, sich ein Auge ausstechen lassen und war am Hof gewesen, wo man ihn verspottet hatte" (Voltaire: Memnon, ou la Sagesse humaine, in: Romans et Contes, hrsg. von Henri Bénac, Paris 1960, S. 84), resümiert der Satiriker jeden menschlichen Versuch, die Verlockungen der Welt keine Macht über sich gewinnen zu lassen.

Ziehen wir ruhig das – nachmoderne – Fazit: es gibt keinen archimedischen Punkt in unserem Dasein, und wenn wir es gerade deswegen nicht aufgeben wollen, seinen Turbulenzen gelassen entgegen zu sehen, so wissen wir doch schon, dass die ehemals angestrebte Gesamthaltung der Ataraxie ihre hierarchische Oberhoheit aufgeben muss. Die Gelassenheit, das lernen wir aus Ciorans Briefen wieder einmal, wird von allen Trieben nicht nur bedrängt, sondern ist ganz und gar in sie eingeklemmt und immer wieder völlig hilflos. Faktisch scheitert sie jeden Tag – und erlebt dann paradoxerweise eine Wiederauferstehung in der sich siegreich durchsetzenden Begierde. Man kann hierin wie Voltaire das Komödienhafte unseres Lebens erblicken und würde sich kaum grundsätzlich täuschen. Aber diese Komödie, die wir aufführen, enthält eine philosophische Aufgabenstellung, die selber wieder ernst zu nehmen ist. Unsere psychische Lage kann sich nicht mehr auf die alten Orientierungsmuster verlassen; die Ideen und Ideale, die den Zusammenhang von Theorie und Praxis, Philosophie und Leben beschrieben und einforderten, gelten nicht mehr. Mit ihnen gehen jedoch auch die alten Erkenntnisstrukturen unter. In einer demokratisch-pluralen Welt existiert die Erkenntnishaltung der Gelassenheit nicht über, sondern neben anderen Einstellungen und Prämissen, etwa denen, gerade den vorübergehenden Genuss zu suchen und auszukosten. Wer akzeptiert, dass die Momente dieses Genusses, wie der Empfindung von Freiheit oder gelassener Ruhe durch und durch temporär sind, gelangt zu einer anderen Form des philosophischen Wissens. Es begreift den eigenen Anspruch als ebenso intensiven wie partiellen.

Gerade weil Freiheit und Gelassenheit keine absoluten Intentionen mehr beinhalten, kann es sie wie Haltepunkte in einer Bewegung, die zumeist auf anderes abzielt, geben. Die Briefe Ciorans zeigen eine ungeheure Möglichkeit: der Koexistenz von Philosophie und Obsession, Wahrheit und ihrem Verlust. Eben dies ist nun das Leben – wer es anschaut und begreifen will, befindet sich nicht außerhalb seiner, sondern nimmt an ihm teil. Cioran hat am eigenen Leibe erfahren, wie Liebesrausch und melancholische Einsicht in das Schattenhafte aller Gefühle sich gerade nicht gegenseitig ausschließen. Vielmehr kommunizieren sie miteinander. Hätte der alte Mann angesichts der hübschen Frau ein verspätetes Gelüst empfunden und es zu Gunsten stoischer Gelassenheit nach kurzem Aufwallen unterdrückt, wäre er nur scheinbar sich selber treu geblieben. Er stürzt sich aber gleichsam rücksichtslos gegenüber der eigenen Einsicht in die Irrealität der Dinge dieser Welt in eine verrückte Leidenschaft. Hierdurch aber beginnt etwas Merkwürdiges. Es entsteht ein nicht direkt zu hörendes Gespräch zwischen der menschlichen Liebesbereitschaft und der Philosophie, in dem es um die letzten Fragen beider an das Dasein geht. In ihrem Dialog entstehen so die metaphysischen Probleme von Vergänglichkeit und Tod, Glück und Melancholie, neu. Cioran ist bei seinem Thema. Die Leser seiner Briefe erfahren, wie sich eine nachmoderne Wahrheit bildet, die in sich plural ist. Sie existiert – und vergeht – als kommunikativer Akt dessen, das keine gemeinsame Sprache hat.

[Max Lorenzen](#)